

Die Zeitungs Welt

Nr. 34

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Folgt 1.)

Dora sieht ihren Begleiter einen Augenblick betroffen an, dann sagt sie stotternd: „Sie wollen damit sagen . . .“

„Ich will damit sagen, Fräulein Noack, daß es den jeweils Lebenden schwer fällt, neuen Zeitströmungen oder Geistesrichtungen gerecht zu werden. Um so schwerer, wenn sie an der Erhaltung des Alten materiell interessiert sind. Sie

sehen dann alles durch die gefärbten Gläser ihrer Vorurteile und persönlichen Interessen, und beurteilen das Neuaufstrebende unzutreffend und ungerecht.“

„Sie wollten mit Ihrem Beispiel noch mehr sagen, Herr Berg. Sie wollten zugleich andeuten, daß eine spätere Zeit den Streitenden recht geben wird, und daß unsere Nachkommen auch die Urheber des Streiks, die Sozialdemokraten, nicht als ruchlose, sondern als brave, verdienstvolle

Menschen ansehen werden.“ „So dürfte es in der Tat kommen, Fräulein. Vorausgesetzt natürlich, daß sich die kommende Gestaltung der menschlichen Gesellschaft in der Weise vollzieht, wie die Sozialisten es auf Grund der bisherigen geschichtlichen Entwicklungen der Menschheit annehmen.“

Dora geht eine kurze Strecke schweigend neben ihrem Begleiter, dann sagt sie heiter: „Ich danke Ihnen auch schön für das hübsche Kompliment, das Sie mir gemacht haben.“

„Kompliment?“ fragt Helmut ganz verwundert.

„Nun ja! Auf dem Umwege über Rom haben Sie mir doch recht deutlich zu verstehen gegeben, daß ich noch ein dummes Gänselein bin, das von der Welt, in der es lebt, gar nichts versteht. Sie sind wirklich ein galanter Ritter.“

paar Minuten, die ich mit Ihnen plaudere, habe ich schon mehr Anregung zum Nachdenken erhalten, als wenn ich mit den jungen Herren unserer Gesellschaft ein ganzes Jahr plappere. Die sagen einem ja nur alberne Schmeicheleien.“

Nach kurzem Schweigen fährt Dora fort: „Nun sagen Sie mir noch das eine, Herr Berg: Aus Ihren Worten glaube ich schließen zu dürfen,

daß Sie auch das Christentum als einen Fortschritt gegen das Heidentum betrachten. Warum verlästern nun die Sozialisten auch das Christentum? Erst vor einigen Tagen ist doch hier ein Flugblatt verbreitet worden, in dem das Christentum in abscheulicher

Weise in den Schmutz gezogen wird.“

„Haben Sie das Flugblatt gelesen, Fräulein?“ „Nein! Aber Herr Hilfsprediger Pauli hat uns davon erzählt. Und er hat dabei geweint vor Schmerz und Zorn über

die, wie er sagte, giftigen Schmähungen der christlichen Religion, die das Flugblatt enthält.“

„Da hätten wir also die gefärbten Gläser in schönster Ausstattung. Statt selbst zu prüfen, machen Sie sich einfach das Urteil eines voreingenommenen Dritten zu eigen.“

Dora empfindet diese Worte als verdienten Tadel. Beschämt senkt sie den Kopf. Erst nach einer Pause fragt sie kleinlaut: „Haben Sie das Flugblatt vielleicht gelesen, Herr Berg?“



Kinder beim Ballspiel.

„An eine solche Schlussfolgerung habe ich aber auch nicht entfernt gedacht,“ antwortet Helmut treuherzig. „Außerdem verstehe ich mich auch gar nicht auf den Umgang mit jungen Damen. Sie müssen mir also schon etwas zugute halten, Fräulein Noack.“

„Ach, ich bin Ihnen ja gar nicht böse,“ antwortet Dora lustig. „Ganz im Gegenteil! Ich würde mich sehr, sehr freuen, wenn ich mich mit Ihnen recht oft unterhalten könnte. In den

„Nicht nur gelesen, Fräulein. Ich habe es selbst geschrieben.“

Mit jähem Knack bleibt Dora stehen. „Was? Sie sind auch so ein ...?“

„Allerdings! Aber deshalb können Sie sich ruhig für die kurze Strecke bis zu Ihrem Heim meiner Führung weiter anvertrauen.“

„Das will ich schon,“ entgegnet Dora mit leichtem Lächeln, indem sie zugleich langsam weiterfährt. Dann fährt sie mit leisem Vorwurf in der Stimme fort: „Wie konnten Sie aber auch so etwas schreiben!“

„In dem Flugblatt steht kein Wort, das sich nicht jeden Augenblick vor dem Richterstuhl der Wahrheit vertreten läßt, Fräulein Noack. Es wird in ihm, gerade im Hinblick auf den herannahenden hohen Festtag der Christenheit, lediglich auseinandergesetzt, wie das Christentum ganz zu dem Gegenteil von dem geworden ist, was seinen Stiftern und Gründern vorgeschwebt hat. Im einzelnen wird dann nachgewiesen, wie das Christentum die Liebe predigt, während in der ganzen christlichen Welt der brutalste Egoismus herrscht; wie das Christentum die Brüderlichkeit fordert, während die strengste Klassen-scheidung besteht; wie das Christentum den Frieden verkündet, während die Völker unter den Kriegslasten fast ersticken. Und dann wird dargelegt, wie alles Gute und Herrliche, das auch im Christentum enthalten ist, erst in der neuen, besseren, gerechter organisierten menschlichen Gesellschaft, wie sie die Sozialisten erstreben, zur Tat und Wahrheit werden, erst in ihr der Traum von Glück und Frieden, den die Menschheit seit Jahrtausenden träumt, in Erfüllung gehen wird.“

„Das steht in dem Flugblatt?“ fragt Dora, sich weit vorbeugend, um Helmut voll ins Gesicht sehen zu können.

„Nichts weiter, Fräulein. Es wird nur der hientigen Welt, der heute herrschenden Gesellschaft ihr Spiegelbild vorgehalten. Allerdings ohne Schminke und in scharfen, kräftigen Strichen gezeichnet.“

„Das verstehe ich wieder nicht,“ entgegnet Dora kopfschüttelnd. „Was Sie sagen, klingt alles so verständlich und gut, daß man immerfort Ja! Ja! dazu sagen möchte. Aber dann begreife ich nur nicht, warum Papa, Herr Rat Krüger, Herr Pauli und alle die anderen Herren, die bei uns verkehren, so fürchtbar wütend auf die Sozialisten sind. Wie soll man sich in diesen Dingen auch zurecht finden? Wenn ich Zeitungen lese, ärgere ich mich immer darüber, wenn eine Partei die andere schlecht macht. Ich empfinde das als ein häßliches Treiben, das mich abstoßt, und mit Gewalt zieht es mich empor in reinere Regionen. Ich bin ein ganz eigenartiges Geschöpf, denn ich kann nur in einer Welt leben, die noch Ideale hat. Und deshalb schmerzt es mich so, daß die Sozialisten auch an unserem herrlichen Offizierskorps gehässige Kritik üben.“

„Denken Sie immer wieder an die verschiedenen Kläser, Fräulein Noack. Wir Sozialisten sehen in allem, was mit dem heutigen Militarismus zusammenhängt, unermesslich viel Nebelschwärze, während Ihnen jedenfalls alles in rosenrotem Lichte erscheint.“

„Nein!“ erwidert Dora mit großer Entschiedenheit, „hier haben Sie Unrecht! Ganz Unrecht! Unsere Offiziere bilden in der Tat eine ganz exklusive Gesellschaft; eine Welt für sich, in der nur die edelsten ritterlichen Tugenden geübt werden, und von der vornehmste Gesinnung und feinstes Ehrgefühl alles Gemeine fernhält. Eine Sphäre, in der zu leben, jedenfalls zum höchsten Glück der Erde gehört. — So, weiter darf ich Ihre Hilfe nicht in Anspruch nehmen. Hier fängt schon unser Garten an, und wenn wir weiter gingen, könnten wir aus den Fenstern unseres Hauses beobachtet werden. Durch das Gehen hat sich mein Fuß wieder so-

weit eingerichtet, daß ich die kurze Strecke schon allein humpeln kann. — Meinen herzlichsten Dank für den Dienst, den Sie mir erwiesen haben. Und morgen abend bei der Besichtigung, da geben Sie dem Emil und der kleinen Anna jedem ein halbes Duzend Busseln von mir. Ja?“

Sie bindet sich den Schleier hoch und reicht Helmut die Hand, ihm dabei voll in die Augen sehend. Und soviel Schelmerei und Neckerei liegt dabei in ihrem lieblichen Gesicht und in den großen, lachenden Minderungen, daß Helmut schon die Entgegnung auf der Zunge schwebt, er müsse die Busseln, ehe er sie weitergeben könne, doch erst erhalten. Doch schon nach dem ersten Wort überkommt ihn die Empfindung, daß er im Begriff ist, etwas Unschickliches zu sagen. Er gerät ins Stottern, und wird schließlich so verwirrt, daß er, der stets Wortgewandte, sich von dem jungen Mädchen nur mit einigen abgerissenen Sätzen zu verabschieden vermag.

Lange steht er ihr nach und als sie bereits im Hause verschwunden ist, steht er noch auf der gleichen Stelle. Immer denselben Gedanken wiederholend: „Schade, schade um das prächtige Kind! Und wie lieb sie ist! Ganz ohne Dünkel. Alles nur herzliche, schlichte Natürlichkeit!“

Ganz in Gedanken versunken kehrt Helmut heim. Als er sein Zimmerchen öffnen will, stößt er an einen Gegenstand, der an der Tür hängt. Aha! Da hat sie sich in der Tür geirrt. Er nimmt das Paket mit in sein Zimmer, um es bis zum nächsten Abend zu verwahren. Nachdem er Licht gemacht hat, sieht er, wie sorgfältig das Paket verschürt ist. Es erweckt schon in seiner sauberen äußeren Umhüllung den Eindruck eines aus sorgsamten Frauenhänden kommenden Festgeschenktes.

Frau Stöhr wundert sich sehr, daß Helmut, nachdem er sich zum Abendbrot von ihr eine Tasse Kakao erbeten, sich für den übrigen Abend nicht mehr in der Küche sehen läßt. Nur leise Geigentöne dringen aus seinem Zimmer herüber. Und wie so oft schon, muß ihn auch diesmal seine liebe Freundin mit ihren süßen Harmonien hinausgehoben haben über irdische Sorgen und Kämpfe. Denn er träumt in der Nacht einen langen, herrlichen Traum, mit Glückseligkeitsgefühlen, wie er sie noch nie empfunden hat.

Erst windet er sich durch finstere, drohende Schluchten; irrt durch dunkle, pfadlose Wildnisse. Dann wird es lichter und lichter und er wandelt unter strahlend blauem Himmel auf blumigen Auen. Und plötzlich schreitet an seiner Seite leicht beschwingten Fußes ein liebes Wesen, seine Begleiterin vom Abend. Ob sie wie ein Schmetterling durch die Lüfte kam, oder als See einem Blumenfeld entstieg, er weiß es nicht. Genug, sie ist da; er fühlt den Druck ihres Armes; sein Herz erzittert unter dem innigen Blick ihr Augen; er hört ihr munteres Geplauder und ihr helles Lachen, das sich mischt mit dem jubelnden Chor der Sängler in den Lüften.

Und immer begleitet ihn köstliche Musik. Erst ist sie schwermütig und traurig; dann wird sie heller und fröhlicher, bis sie schließlich ausklingt in eine einzige große Symphonie des Glückes und der Freude.

So völlig gefangen genommen von der Zauberwelt sind seine Sinne, daß er bis in den grauenenden Wintertag hineinschlief, und auch nach dem Erwachen noch eine Weile mit halbgeöffneten Augen und verklärtem Gesichte weiter träumt. Erst allmählich kehrt sein Bewußtsein aus den paradiesischen Gefilden in die Wirklichkeit zurück. Dann aber springt er mit einem Satz aus dem Bette; nur von einem Gedanken befeelt: Die Musik! Die Musik! Festhalten die himmlischen Klänge! Nur halb bekleidet greift er nach Bleistift und Papier. Er nimmt sich nicht Zeit, den Bogen gerade zu legen. In fliegender Hast eilt der Stift über das Blatt; als es voll ist, schreibt er weiter auf dem Löff-

blatt, den freien Händen der Volkstimme, immer weiter, bis die letzte Note zu Papier gebracht ist. Dann summt er das Ganze und nicht befriedigt: kein Akkord ist ihm verloren gegangen.

Nun erst holt er sich sein Frühstück zur Küche. Frau Stöhr ist bereits gerüstet zum Ausgehen. „Denken Sie nur,“ sagt sie erregten Tones zu Helmut, „gestern Abend war noch ein Polizeiergeant hier und brachte ein Schreiben, durch das ich zu heute Vormittag auf das Polizeiamt geladen werde. Ich habe mir doch nicht zuschulden kommen lassen, was kann man den da auf der Polizei von mir wollen?“

Helmut fällt sofort seine gestrige Unterhaltung mit Frau Stöhr ein. Besorgt sagt er: „Vielleicht hat doch jemand Ihre despektierliche Bemerkungen, die Sie gestern auf der Straße über unsere hochweife Justiz fallen ließen, aufgeschnappt und weiterfortportiert.“

„Sie meinen, daß ich darüber vernommen werden soll?“

„Denkbar wäre es immerhin; wie es auch möglich ist, daß die Herren da oben noch Schlimmeres im Schilde führen.“

„Noch Schlimmeres! O Gott, was wir man noch alles zu tragen bekommen! Ich hab schon gar keine Ruhe mehr, bevor ich nicht weiß, was im Gange ist.“ Ohne sich weiter in ihre Wirtschaft aufzuhalten, eilt die Frau Stöhr nach dem Polizeiamt.

Dort muß sie noch geraume Zeit warten: Eine qualvolle halbe Stunde, und noch eine, ehe sie dem Polizeirat Krüger, der heute allein in seinem Bureau amwesend ist, vorgeführt wird. Mit wenig freundlichem Blick mustert der Rat die Eintretende.

„Sie sind die Frau Wilhelmine Stöhr, geborene Vogel, Ehefrau des in Strafhaft befindlichen Webers Heinrich Stöhr?“ beginnt er die Vernehmung.

„Jawohl!“

„Dann habe ich Ihnen die amtliche Erlaubnis zu machen, daß Sie als Ausländerin mit Ihren Kindern aus Deutschland ausgewiesen sind, und das Gebiet des Deutschen Reiches innerhalb vierzehn Tagen, von heute ab gerechnet, verlassen haben, widrigenfalls Sie zwangsweise mittelst Schubes über die Grenze gebracht werden.“

Frau Stöhr ist es, als ob das Zimmer anfängt sich langsam im Kreise zu drehen. Sie muß sich auf die Schranke stützen, um nicht umzufallen. „Ausländerin! Mit meinen Kindern ausgewiesen!“ haucht sie tonlos.

„Jawohl! Kraft des Gesetzes!“ antwortet der Polizeirat mit Nachdruck. „Das erkläre ich Ihnen ausdrücklich, weil ein frecher, Ihnen genau bekannter Laufbengel kürzlich in einer Versammlung im Ausland die Behauptung aufgestellt hat, die hiesige Behörde treibe mit ihrer Amtsgewalt Mißbrauch.“

„Aber ich bin doch in Deutschland geboren; meine Eltern sind Deutsche, meine Großeltern sind es auch gewesen, und niemals habe ich etwas davon gehört, daß wir als Ausländer betrachtet worden wären,“ erwidert Frau Stöhr, die allmählich wieder die Herrschaft über sich erlangt lebhaft.

„Alles richtig! Aber Sie sind die Ehefrau eines Ausländers, und die Frau folgt in der Nationalität und Staatsangehörigkeit dem Manne. So will es das Gesetz.“

„Mein Mann ist doch auch in Deutschland geboren, auch hier dreimal zur Musterung gegangen. Wenn er brauchbar gewesen wäre, hätte er auch Soldat werden müssen. Ausländer sind aber doch, soviel ich gehört habe, vom Militärdienst in Deutschland befreit.“

„Wiederum richtig! Es ist eben damals ein Fehler unterlaufen, indem nicht rechtzeitig festgestellt wurde, daß der Vater Ihres Mannes österreichischer Nationalität war, und niemals die deutsche Staatsangehörigkeit erworben hat.“

Das ist jetzt nachgeholt worden, und nun tritt das Gesetz in Wirksamkeit."

"Es werden aber doch fortgesetzt ganze Wagenladungen Ausländer hierher gebracht und in die Fabriken transportiert. Dabei leistet die Polizei noch Hilfe. Warum dürfen diese Leute hier bleiben und wir nicht?"

"Da ist eben ein Unterschied. Das Gesetz verlangt nicht schlechthin die Ausweisung aller Ausländer. Solche Ausländer, die sich nützlich machen können hier bleiben. Auszuweisen nach dem Gesetz sind jedoch alle Ausländer, die sich lästig machen. Und Ihr Mann hat sich lästig gemacht. Er ist im Wiederholungsfalle bestraft, also ein rückfälliger Verbrecher. Er hat die öffentliche Ordnung gestört, Arbeitswillige beschimpft, der Staatsgewalt Widerstand geleistet. Jedes Delikt für sich Grund genug zur Ausweisung nach Recht und Gesetz."

"Und gerade heute, am Weihnachtsheiligabend, kommen Sie mit dieser grausamen Maßregel!"

"Das Gesetz weiß nichts von Feiertagen," antwortet der Rat barsch. "Es gilt Tag und Nacht, Sonntag wie Wochentag, Werktag wie Feiertag. Es ist auch nicht grausam. Gesetz ist nur Gesetz. — So, hier haben Sie den Ausweisungsbefehl, und hier bestätigen Sie durch Ihre Unterschrift den Empfang. Damit basta!"

Frau Stöhr beginnt zu schreiben, doch plötzlich hält sie inne. Wie ein Blitz war ihr der Gedanke an ihre Eltern durch den Kopf gefahren. "Was wird aus meinen Eltern, Herr Rat? Wir haben sie bisher mit durchgebracht. Sie sind alt und gebrechlich und nicht mehr im Stande, sich den Lebensunterhalt zu erwerben. Und mit unserem Logis?" fügt sie schnell, ehe der Rat antworten kann, hinzu. "Wir haben doch noch längeren Kontrakt mit dem Wirt."

"Das regelt alles das Gesetz," antwortet der Rat ärgerlich. "Wenn Ihre Eltern erwerbsunfähig sind, werden sie ins Armenhaus gesteckt, und wenn sie den Wirt nicht befriedigen können, dann hält er sich an Ihren Sachen schadlos. Das ist im Gesetz alles genau vorgesehen."

Von neuem ergreift Frau Stöhr die Feder und schreibt ihren Namen fertig. In ihrem Inneren kocht es bei dem Gedanken, daß ihre alten, braven Eltern im Armenhause enden sollen. Nochmals fragt sie: "Und mit meinem Mann, wie wird es mit dem? Der bleibt doch hier?"

"Vorläufig freilich. Aber im übrigen brauchen Sie keine Sorge zu haben, den expedieren wir Ihnen prompt nach, wenn er aus dem Loch kommt. Für Ihre sonstigen Bedürfnisse in der Zwischenzeit sieht das Gesetz allerdings keinen Ersatz vor." Der Rat zieht die Schultern hoch und lächelt zynisch. "Aber da schaffen ja Ihre Parteigrundsätze Rat. Nach denen gilt doch das Recht auf freie Liebe. Da wird sich also schon ein Stellvertreter, und wenn es not tun sollte, deren mehrere finden."

Frau Stöhr sieht dem Polizeirat eine Weile verständnislos an. Als ihr jedoch der Sinn seiner Worte klar wird, schießt ihr eine heiße Blutwelle im jähem Ruck nach dem Kopfe. Zerrigte Röder tanzen vor ihren Augen, und ehe sie sich noch bewußt wird, was sie tut, trifft ihre harte Hand mit klatscherndem Schläge die Wacke des Rates. Der taumelt einen Schritt zurück und knirscht: "Das soll Ihnen bitter anstoßen!"

"Jawohl!" antwortet Frau Stöhr mit dem ganzen ingrimmigen Gorr des tödlich beleidigten Weibes, "stecken Sie mich auch ein wie meinen Mann, nun ist mir alles egal! Die Wackpfeife, die Sie jetzt bekommen haben, hatte ich Ihnen schon als Mädchen hundertmal zugebacht. So oft Sie zu Noad kamen, zu einem Groschen Trinkgeld für die Mädchen, die Sie bedienten, hat es bei Ihnen nie gereicht. Aber Ihre frechen Griffe mußten wir Mädchen, wenn wir Ihnen bei dem Ablegen und Anziehen des Ueber-

rockes behilflich waren, jedes Mal erdulden. Schleppen Sie mich nur vor Gericht, dort sollen Sie etwas zu hören bekommen! Sie ordinärer Auerl, Sie!"

Als schüchtern, von Angst und Sorge getriebene Arbeiterfrau hatte Frau Stöhr das Zimmer des Polizeirates betreten. Als entschlossene Proletarierin, fest aufgerichtet, in der Hand die Ausweisungsbefehl, verläßt sie es.

Der Rat reibt sich, als er allein ist, seine Wange. "Das war wieder eine ausgemachte Gelei", marmelt er. "Wenn ich dieses Teufelsweib belange, gibt es einen Heidenstempel. Was kommt es der darauf an, wenn sie einige Tage krummt. Dagegen schlachten die Roten die Sache in ihrer Presse aus, bringen sie möglicherweise gar im Parlament zur Sprache und dann bin ich der Blamierte. Am besten ist es, ich lasse den Satan laufen. Sie kam mir zwar bekannt vor, wer konnte aber denken, daß das Luder bei Noad gedient hat. Nur gut, daß ich heute allein bin; es weiß man wenigstens niemand von der Geschichte." (Zweit. folgt.)

Ferienspiele für Schulkinder.

Von Gustav Reinke.

In einem großen Teile Deutschlands sind in den Juli- oder Augustwochen die Schulen geschlossen. Die schöne Zeit der Ferien ist gegenwärtig da, oder sie ist gerade vorüber. Lehrer und Schüler dürften oder dürfen sich von den Anstrengungen des Unterrichts erholen. Ob sie es aber konnten, oder wie weit sie es können, das ist allerdings eine Frage, auf die bezüglich des allergrößten Teiles der Volksschulkinder leider verneinend geantwortet werden muß.

Was hilft es den Kindern des Proletariats, wenn ihnen zwar Zeit zur Erholung gewährt wird, aber die Mittel dazu nicht vorhanden sind. In kleinen Orten, auf dem Lande, wo die Menschheit noch mehr in unmittelbarer Berührung mit der Natur lebt, mögen auch die Kinder der Volksschulen Gelegenheit haben, sich während der Ferien im Freien zu tummeln, vorausgesetzt, daß sie der Kapitalismus nicht durch Heranziehung zur Erwerbsarbeit um diesen Genuß betrügt. — Den Kindern der großstädtischen Arbeiter fehlt schon wegen der örtlichen Verhältnisse die Möglichkeit einer wirklichen Ferien-erholung. In den dumpfen Räumen der Mietskasernen, auf den engen Höfen der Arbeiter- viertel, in den staubigen, vom hastenden Treiben des Großstadtkverkehrs erfüllten Straßen gibt es keine Erholung. Zu einer Ferienreise oder auch nur zu gelegentlichen Ausflügen in die freie Natur reichen die Mittel nur bei denen, die nicht allzu knapp mit materiellen Gütern bedacht sind. Die große Masse der die Volksschule besuchenden Proletarierkinder bleibt, von einem wirklichen Genuß der Ferien, von einer Körper und Geist stärkenden Erholung ausgeschlossen. Aber die Möglichkeit einer ausgiebigen Erholung muß aber gewährt werden, wenn die Ferien in gesundheitlicher und erzieherischer Hinsicht den Erfolg haben sollen, der von ihnen erwartet wird. Wo die Mittel des einzelnen verjagen, da muß die Allgemeinheit mit ihren Kräften und Mitteln einsetzen, um einigermaßen gut zu machen, was die kapitalistische Wirtschaftsordnung am leiblichen und geistigen Wohl der Proletarierjugend sündigt.

Einige private Wohltätigkeitsvereine bringen zwar eine verhältnismäßig recht kleine Zahl von Kindern im Ferienkolonien unter. Das ist jedoch für die Eltern der Kolonisten mit Ausgaben verbunden, die nicht jede Arbeiterfamilie aufbringen kann. Außerdem erstreckt sich die Fürsorge dieser Vereine nur auf kranke Kinder. Doch auch den gesunden Kindern tut

eine rechte Ferienerholung not. Auch sie müssen hinaus aus der stickigen Großstadt und sich wenigstens tagelänger im Freien sammeln können.

Diese Möglichkeit ist einem Teil der Berliner Gemeindegemeinschaften seit einigen Jahren gegeben. Infolge der kräftigen Initiative der sozialdemokratischen Stadtverordneten wurde vor fünf Jahren der erste Ferienspielplatz für Schulkinder eröffnet. Diese Einrichtung hat sich so gut bewährt, daß sie von Jahr zu Jahr erweitert wurde.

In diesem Sommer waren sechs solcher Spielplätze im Betrieb. — Außenspielplätze werden sie genannt zur Unterscheidung von den Innenspielplätzen, die sich auf Schulhöfen im Innern der Stadt befinden. — Die sechs Außen- spielplätze wurden täglich von etwa 15 000 Schulkindern besucht. Diese sammelten sich morgens bezirksweise auf bestimmten Schulhöfen und wurden von da unter Aufsicht von Lehrern mit Straßen- oder Eisenbahn nach den Spielplätzen befördert, die im Berliner Vorortgebiet liegen. Der Besuch der Spielplätze war an keine Formalitäten geknüpft. Die Kinder, welche sich auf den Sammelplätzen einfanden und das Fahrrad für Hin- und Rückbeförderung (20 bis 40 Pf.) mitbrachten, konnten an der Fahrt ins Freie teilnehmen. Kinder unbemittelter Eltern erhielten auf Kosten der Stadt Freifahrtkarten.

Wie es auf so einem Ferienspielplatz der Stadt Berlin in diesem Sommer zugeht, zeigen unsere Bilder. — Da werden keine regelrechten Spiele unter Leitung von Aufsichtspersonen veranstaltet, da wird nicht reglementiert und nicht mit den Mitteln der Schulzucht gedroht. Jedes Kind kann sich ungehindert und nach eigenem Belieben tummeln oder ruhen, wie es Lust hat. Zwar fehlt es nicht an aufsichtsführenden Lehrern und Lehrerinnen, aber die Aufsicht wird so zurückhaltend geübt, daß sie den Kindern gar nicht zum Bewußtsein kommt. So lebt die junge Welt auf den Spielplätzen in dem Gefühl voller Freiheit und Ungebundenheit und sie macht keinen schlechten Gebrauch von ihrer Freiheit, sondern mißt sie zu munterem Spiel und kindlicher Fröhlichkeit. Gruppen lagern im Schatten von Bäumen und Büschen, kleine Mädchen haben Kuppen und anderes Spielzeug mitgebracht. Knaben schlagen aus mitgebrachten Decken und Tüchern auf und stellen Indianerlager dar. Von größeren und kleineren Kindergruppen, die auf dem weichen Rasen lagern, ist der weite Platz erfüllt. Zwischen den einzelnen Gruppen aber ist noch Raum genug zur Ausübung von Bewegungsspielen. Da drehen sich Mädchen im Ringelreihen, andere springen über schwingende Seile, wieder andere spielen Fangeball. Knaben tummeln sich im Fußballspiel. Hier und da erproben auch wohl einzelne ihre Kräfte im Ringkampf. Ein Kreis von Zuschauern folgt mit Interesse dem Ausgang des Kampfspiels.

Gelle Luft und ungetrübte Freude beherrscht die ununtere Kinderschar.

Bei Regentwetter bieten laubenartige Unter- kunftshallen genügenden Schutz. Auch für die leiblichen Bedürfnisse ist gesorgt. Milch und Brot sowie eine Mittagssuppe werden den Kindern auf Kosten der Stadt dargereicht.

Die Ausgaben für die Spielplätze sind im diesjährigen Etat mit 60 000 Mk. angesetzt, doch wird diese Summe jedenfalls nicht unerheblich überschritten werden. Aber das ist im Haushalt der Stadt Berlin nur eine Kleinigkeit. Sie verschwindet um so mehr, als ja die Gemeinde mit dieser Summe nur einen winzigen Teil der sozialen Aufgaben erfüllt, die ein so großes Gemeinwesen ohne Schwierigkeit leisten könnte, wenn nicht die bürgerliche Mehrheit der Stadt- vertretung auf einem Standpunkt stände, von dem aus sich eine großzügige Sozialpolitik in der Gemeinde nicht durchführen läßt.



Es gibt Milch!

einen Wivat auf, banden ihre kleinen Pferde an die großen langen Piken, welche sie in die Erde steckten und nun machten sie im Dorf ihre unangenehmen Besuche, nahmen aus den Scheunen und Ställen Heu und Stroh, aus den Häusern Brot, Butter, Fleisch und andere Lebensmittel; doch blieb es dabei nicht, sondern als am anderen Morgen auf den Feldern und Gärten bei Altberzberg von Russen und Preußen, welche nicht als Freunde, sondern als Feinde gekommen waren, wie sie solches auch bald durch die Tat bewiesen — so weit das Auge sehen konnte, wimmelte es —, so wurde auch zu anderen Dingen gegriffen und Kleiderbehälter ausgeräumt, Haus- und Küchengerät ins Lager geschleppt.

Noch sehe ich meine Mutter jammern und händeringend bei ihrer Lade stehen, wo zwei Russen dieselbe ausgeräumt und ihre besten Kleider, den Abendmahlsgang mit der Bräun-

Vor hundert Jahren.

(Aus einem Tagebuche.)

Nachdem die letzten Franzosen die Eßterbrücke hinter sich hatten, wurde dieselbe mit Heu und Stroh belegt und von denselben in Brand gesteckt, um den Uebergang der herangerückten Kosaken zu verhindern. Diese dagegen erteilten beim Richter strengen Befehl, sie würden das Dorf anzünden, wenn nicht augenblicklich das Feuer, das seinem Erlöschen nahe war, gedämpft und die Brücke wieder gebaut würde. Indes war dies nicht sogleich möglich, weil die Franzosen sie noch jenseits besetzt hielten und jene Arbeit durch Schießen verhinderten, bis auch diese Besatzung ihren Posten verlassen hatte und den Vorausgeeilten nachgefolgt war. Jetzt wurde die Brücke wiederhergestellt. Doch schienen die Kosaken wenig Lust zu zeigen, den retirierenden Franzosen nachzusehen, vielmehr schlugen sie bei Altberzberg



Sellspringen.



Ringkämpfer.



Beim Diabotopfel.



Das Indianerlager.

mühe — eine aus feinem Pelzwerk bestehende, mit einem zierlich gearbeiteten goldenen Deckel geschmückte Stoppbedeckung für Frauen —, die allein 10 Taler gekostet hatte, mitnahmen und letztere sich sogleich aufsetzten. Zwei Kosaken saßen meinen Vater auf dem Boden, durchsuchten seine Taschen, um in denselben Geld zu finden; er reißt sich jedoch los von ihnen, springt die Treppe hinunter, doch kommt er nur bis auf den Hof, wo er wieder von ihnen ergriffen und seines in dem unteren Paar Hosen befindlichen Geldes, bestehend aus 11 Talern, was er etliche Tage vorher aus verkauftem Hafer gelöst und der Sicherheit halber bei sich gesteckt hatte, beraubt wurde. Ich stand weinend dabei und als mein Vater ihnen zu verstehen gab, indem er auf mich zeigte, sie möchten doch mir etwas davon geben, so schüttete einer sich das Geld auf die Hand, warf meinem Vater den leeren ledernen Beutel vor die Füße und wühlte so lange im Gelde herum, bis er einen preussischen Groschen (Stiefelknecht genannt) hervorfaud und mit demselben reichte, sich alsdann aber entfernte und wir ihnen weinend nachsahen. Am liebsten suchten sie zwar nach Geld, indes waren diesen Völkern auch andere Dinge angenehm, denn sie verstanden es gut, dieselben in Geld umzusetzen, indem sie nahe an der Straße einen Markt abhielten, in ähnlicher Weise, wie Schuhmacher Stangen aufstellten, die geplünderten Gegenstände darauf hingen und sie alsdann verkauften, und es fanden sich Käufer die Menge, welche hier Geschäfte machten. Mein Vater



Der Fußballspieler und seine Zuschauer.



Ringelreihen.



Ausstellung der Mittagssuppe.

faud unter anderem seinen kuppernen Messel und ein paar lederne Weinkleider vor. Die letzteren kaufte er für etliche Groschen wieder, allein den Messel hatten sie bereits an einen Fleischer in der Stadt verkauft für 2 Groschen und nachdem mein Vater demselben 3 Groschen geboten, gelang es ihm, wieder in seinen Besitz zu kommen. Das Schlimmste dabei war immer, daß noch kurzem diese Dinge von neuem geraubt wurden und niemand wußte, wie und wohin man dieselben verborgen halte.

Nachdem wir wieder etwas Luft bekommen, packten meine Eltern und mehrere Einwohner unseres Dorfes ihre besten Habseligkeiten in Tadeln und schafften sie ins Gebüsch auf die Elsterwiesen, ungefähr eine halbe Stunde

vom Dorfe entfernt, und weil der Weg dahin durch Sümpfe führte, so hoffte man, sie dort gesichert zu haben. Meine Schwester mußte mit mehreren anderen die Aufsicht darüber führen und auch während der Nacht dabei verweilen. Nun hatten wir noch zwei Schweine im Stalle und da nach einiger Zeit wiederum ein Lager von russischen Truppen am Altherzberg zu beiden Seiten der Berlin-Dresdener Straße (Chaussee wurde sie erst 1826) aufgeschlagen worden war, wagte es mein Vater, diese beiden Tiere nach Drasdo zu führen, welcher Ort von der Heerstraße ziemlich entfernt lag; um sie bei meinen Großeltern zu sichern. Mitten in der Nacht, als es im Lager und auch im Dorfe ruhiger geworden war, band mein Vater beide Schweine an eine Leine und

gedachte sie also selbst fortzuführen; indes ging dies nicht, indem eins rechts und das andere links wollte und dabei aus vollem Halse schrien. Jetzt schnitt mein Vater die Leine durch, die Mutter schloß unterdes das Haus zu, mich nahmen sie auch mit, um mich auf längere Zeit den Großeltern zu übergeben, da bei uns die Lebensmittel fehlten.

In einer stockfinsternen Nacht ging's nun zum Dorfe hinaus, bei der Mühle vorbei und waren wir bis etwa auf die Mitte des Altherzbergers Angers gekommen, ohne Gefahr bemerkt zu haben, obgleich das feindliche Lager keine volle Viertelstunde entfernt war, — als ich einen recht unbefonnenen Streich verübte, der meine Eltern in eine schreckliche Angst versetzte und mir einen derben Verweis zuzog. Ich hatte mich nämlich von meinen Eltern heimlich entfernt, und ohne mir etwas übles dabei zu denken, war ich voraus auf die Wieje zu meiner Schwester gelaufen. Die ganze wachhabende Gesellschaft schlief fest. Ich legte mich zu meiner Schwester ohne sie aufzuwecken und schlief auch bald ein. Meine Eltern hatten, nachdem sie mich vermisst, Todesangst meinethwegen ausgestanden. Rufes durften sie nicht, und so läuft die Mutter, nachdem sie das von ihr geführte Schwein dem Vater übergeben, ein Stück zurück nach dem Dorfe. Doch fällt ihr ein, daß ich wohl voraus und zur Schwester gelaufen sein könne. Sie kehrt um, teilt dem Vater ihre Vermutung mit, der unterdes beide Transporteure allein fortführt, und so kommt sie denn ganz außer Atem bei uns an. Mit halbhafter Stimme ruft sie in die Hütte hinein: „Ist Karl nicht hier?“

Ich werde zuerst wach und antworte: „Hier bin ich!“ Ich mußte ihr folgen, obschon meine Augen voll Schlaf waren und so kamen wir denn bald zum Vater, der uns bereits ein gut Stück näher gekommen war. Nachdem ich meinen wohlverdienten Verweis empfangen hatte, wurde mir eins der Schweine zum Reiten übergeben und meine Mutter kehrte zurück; viel lieber wäre sie aber mit uns gekommen; denn große Angst erwartete ihrer aufs neue.

Zu Hause angelangt, schließt und verriegelt sie sich zwar fest ein, doch währt es nicht lange, als sie ein Sporen- und Säbelflirren hört und heftig an die Türe gedonnert wird. Da sie bald einen Kosaken unter dem Fenster gewahrt wird, der mit fürchterlich drohender Stimme Miene macht, das Fenster zu zerschlagen, so weiß sie sich vor Angst nicht zu lassen, bis sie, da er sich wieder nach der Haustüre begeben, zum anderen Fenster hinaus in die zwischen dem Hause und der Schilwand befindlichen sogenannten Lücke springt, sich in einen Winkel verbirgt und, da jener Störenfried mit brummender Stimme sich entfernt hatte, im Stalle einen Schutzort suchte.

Wir unterdes waren so glücklich mit unseren Schweinen, die im Dunkel der Nacht sich ruhig führen ließen und nur dann und wann ein wenig knurrten, vor dem feindlichen Lager vorbei und bis Mahnsdorf zu kommen, wo wir ungefähr 10 Minuten lang Halt machten und die aufgesessenen Weintrauben, welche die Russen vom Mendener Weinberg tags vorher geraubt und umhergestreut hatten, aus unseren Taschen langten und uns wohl schmecken ließen. Mit Tagesanbruch kamen wir glücklich bei den Großeltern an. Die Schweine wurden im Gewahrsam gebracht, mein Vater kehrte nach einigen Stunden wieder zurück, mich aber ließ er in Drasdo. Auch hatte ich kein Verlangen mitzugehen, weil ich mich hier doch sattessen konnte; dort hingegen kaum trocken Brot hatte und Salzkartoffeln ein Lederbissen war, und wenn nicht Frau Mühlenbesitzer Müller sich meiner und meiner Schwester angenommen und uns von Zeit zu Zeit gesättigt hätte, so würden wir noch mehr vom Hunger gequält worden sein.

Mein Aufenthalt im großelterlichen Hause dauerte sechs Wochen, während welcher Zeit es

mir recht wohl ging, und da bekanntlich das Jahr 1813 uns viel Obst bescherte, so spendete der Obstgarten meiner Großeltern mir schönen Genuß.

Auch verweilte ich sehr gern in der Werkstatt meines Großvaters, um daselbst meine Neigung zum Bauen zu befriedigen; in die Schule bin ich jedoch während dieser Zeit nicht gekommen und da der Schulunterricht in Altherzberg seit längerer Zeit ausgefallen war, so spürte ich eben kein sonderliches Verlangen danach. Kriegsunruhen wurden in Drasdo sehr wenig verspürt und während meines Dortseins wurde nicht einmal Einquartierung dahin verlegt; in Altherzberg dagegen hatten meine Eltern noch viel auszuhalten müssen. Da die starken Durchmärsche der Russen und Preußen — vielleicht der schlesischen Armee — etwas nachgelassen hatten, so kam eines Tages unerwartet mein Vater nach Drasdo und forderte mich auf, mit ihm nach Hause zu reisen, indem die Mutter sehr krank daniederliege und sich nach mir sehne.

Wirklich fand ich dieselbe auch sehr leidend; sie hatte ein schweres Halsleiden, Drüsenentzündung, und konnte weder sprechen noch etwas genießen, bis nach etlichen Tagen Besserung ihres Zustandes eintrat und die Genesung bald vorstatten ging.

Nur eine sehr kurze Zeit hatten die Leute frisch aufatmen können. Mit einemmal hieß es: Ein großes Heer Russen ist wieder im Anzuge, man rette, was noch an Sachen zu retten übrig ist!

Meine Mutter, die überaus ängstlicher Natur war, jing schon wieder an, die übriggebliebenen Habseligkeiten einzupacken, um so abermals auf die Wiesen vor dem Feinde zu flüchten; indes suchte mein Vater sie dadurch zu beruhigen, indem er meinte, es könne so arg nicht mehr werden, es sei gewiß nur noch ein kleiner Nachzug von dem man nichts zu befürchten habe.

Alber bald wurde wir eines Besseren überzeugt, denn bald wimmelte es von Russen und meinte mein Vater, es sei das Blücher'sche Korps, welches unterhalb Jessen über die Elbe gehe; es seien wohl an 180 000 Mann. Es war dies das größte Lager, welches in der Nähe unseres Dorfes aufgeschlagen worden ist; denn es reichte von Friedrichsluga bis jenseits Raxdorf und bildeten die hochauflodernde Feuer in demselben ein Schauspiel, wie man es gewiß vorher noch nie gesehen hat, und — gebe der Himmel! — es nachher auch nicht wieder vorkommen möge! — Diese Nacht, die schrecklichste von allen, gab unserem Altherzberg den hartesten Stoß! Nicht genug, daß alles Holz, Schilwände, Türen, Fensterläden ins Lager geschleppt wurden, — es wurden sogar die Obstbäume umgehauen, die Fachwerke in den Wänden der Häuser, Ställe und Scheunen eingeschlagen, die Bretternen Giebel abgerissen, die Strohdächer abgedeckt, um teils Hütten zu erbauen, teils dies alles als Brennmaterial zu benutzen. Nicht allein, daß diese Völker alles noch vorhandene Viehfutter hinaus-trugen und alle noch vorhandenen Lebensmittel aufräumten, es blieb auch an Kleidern und Wäsche, Stuben- und Küchengerät nicht das geringste übrig; ja, was noch schlimmer war, auch die Betten wurden meinen Eltern geraubt, die Federn auf dem Hof umhergestreut und die Inletts nebst den Ueberzügen und Bettvorhängen wurden mitgenommen.

Doch waren bei dieser Plünderung nicht alle gleichen Schicksals: Zwei, welche deutsch sprachen, sind mir noch im Gedächtnis insofern, daß sie sich milder zeigten. Der eine stellte sich meinem Vater gegenüber und sagte mit drohender Geberde: „Geht mir was oder ich nehme mir was!“

Der andere setzte sich auf die Ofenbank und sagte zu meiner Mutter, sie möchte ihm doch ein altes Hemd geben, nehmen könne er sich nichts.

Wirklich fand sich noch ein ziemlich gutes vor, welches ein Russe in seiner Raubgier unterwegs verloren hatte und von meiner Mutter gerettet wurde, welches sie ihm gab und womit er vergnügt abging. Was der erstere, den mein Vater nicht befriedigen konnte, sich angeeignet, ist mir nicht bekannt.

Als es gegen Witternacht ruhiger geworden war, und wir Kinder auf dem in der Stube umhergestreuten Bettstroh, von welchem wir uns ein Lager bereitet hatten, schliefen, die Eltern in einen Winkel sich niedergelauert hatten, hörten wir auf der Gasse vor unserer Tür ein Stille Vieh brüllen, das wir gleich als unsere alte Kuh erkannten und wobei wir uns auch nicht geirrt hatten.

Meine Eltern eilten hinaus und ließen sie in den Stall; es fehlte aber noch die Ferse, welche zwei Jahre alt und neben der alten aufgezogen worden war; diese erschien aber nicht. Um die Viehherde des Dorfes zu schützen, war die Anordnung getroffen worden, daß der Hirte dieselbe nicht auf den freiliegenden Acker, sondern seit Wochen auf den Wiesen hüten und auch des Nachts in dem vorhandenen Laubgehölz bei seiner Herde Wache halten mußte. Die Hausfrauen und die Mägde pasten nun einen Zeitpunkt ab, wo sie ungestört hinwandern und die Milch von ihren Stiehn in Empfang nehmen konnten.

So war es seit längerer Zeit gegangen, ohne daß dieser Zufluchtsort vom Feinde entdeckt worden wäre. Diese Nacht hingegen war die Herde aufgespürt, ins feindliche Lager geführt und was den Wiken der Kosaken — wie unsere Alte — nicht entlaufen war, wurde zur Schlachtbank geführt und so war denn der größte Teil, 42 Stück, eine Beute des Todes geworden. Als am Morgen, nach Abmarsch der Kriegsvölker, das Lager ausgeräumt wurde, setzte mein Vater, das bunte Fell unserer Ferse auf der Schulter, mit den Worten zurück: „Hier bringe ich unser Stillehen!“ Da uns das Futter für die alte Kuh fehlte, so führte sie mein Vater zu meinem Onkel in die Stadt, wo dergleichen Gewalttätigkeiten nicht vorfielen. Nach einigen Wochen wurde sie zwar wieder in ihren früheren Stall zurückgeführt, da jedoch die Viehseuche zum Ausbruch kam, so konnte sie diesem Feinde nicht entrinnen und ging auch dieses letzte Besitztum meinen Eltern verloren. So war uns nichts geblieben, als das Leben, für welches wir bei dem ausgebrochenen Nervenfieber auch fürchten mußten, die notdürftige Kleidung, welche wir an uns trugen und ein zerstörtes Haus, was einen schrecklichen Anblick gewährte.

Nicht genug, daß in den Gärten rings ums Dorf, hart an den Gebäuden, die Feldfeuer hoch aufloderten, die Funken über den Strohdächern hinflogen und auf dieselben zurückfielen, nicht nur, daß die Russen mit Kienfackeln auf den Böden umhersuchten, — ich habe sogar uns gegenüber bei einem Bauer gesehen, wie sie auf der Scheunentenne ein ziemlich großes Feuer unterhielten und dabei sich wärmten und Essen kochten. Deshalb beruhigten sich auch meine Eltern noch damit, daß ihr Stillehen ihnen geblieben war und sie lange noch nicht so schlimm daran waren, wie tausend andere, welche obdachlos unter freiem Himmel zubringen mußten.* (Schluß folgt.)

* Der Verfasser, Lehrer und Rüstler einer kleinen Provinzstadt Sachsens, schildert hier wahrheitsgetreu seine Jugenderlebnisse in den Kriegsjahren 1810 bis 1813. Die Franzosen befanden sich auf dem Rückzuge, verfolgt von den Verbündeten — Preußen und Russen —, die wohl als Freunde kamen, aber ärger als die Feinde hausten und brandschatzten. Sie plünderten und brachten ganze Schichten der Bevölkerung an den Bettelstab. Den Franzosen hingegen wird rühmlichst nachgesagt, daß sie den Unterhalt mit der Bevölkerung teilten. Am Stil der charakteristischen Schilderung ist absichtlich nichts geändert worden, um ihren Eindruck auf die Leser in keiner Weise abzumildern.

Anmerk. d. Herausgebers.

Am Kanal.

Skizze von August Lange.

Nur wenige Meter in der Breite mißt er, unser Kanal, und zieht sich wie ein Laufgraben durch die flache Landschaft. Man würde ihn aus der Ferne vielleicht ganz übersehen, wenn nicht eine Flucht von Eisenbahn- und Fußgängerbrücken sein Dasein verrätten. Zur Zeit seiner Ausschachtung glaubte man, daß er die ganze Gegend verschandeln würde, und kein Mensch, außer den Paläontologen, hatte rechte Freude an ihm. Auch nach seiner Eröffnung dauerte es noch eine Weile, ehe sein Wert recht erkannt wurde. Jetzt herrscht eine rege Schiffahrt auf ihm, und er bildet mit seinen von Rosenbecken umrahmten grünen Uferböschungen, an denen die Dreidelbahn summend im Promeniertempo entlang fährt, einen Schmuck für die Gegend.

Necker, Wiesen, Chaussees durchkreuzt der Kanal; da ein breiter Streifen Landes zu beiden Seiten unbebaut bleiben muß, kann sich hier die Natur um so fröhlicher entfallen, besonders an den eingezäunten Grundstücken, die dicht an den Sedenzaun grenzen und für den Spaziergänger nur einen schmalen Feldrain offen lassen. Auf den zwischen die Felder und Gärten gesprengten Wiesenstückchen tummeln sich die Kinder. Die Mädchen kommen mit ihren Puppenwagen, setzen sich ins Gras und tauschen allerlei Geheimnisse und Tagesneuigkeiten aus. Die Jungen haben sich auf einem der noch von den Erdausschüttungen herrührenden Hügel eine Erdreichbahn angelegt, die sie kräftig mit ihren Hosenböden bestreichen. Wer am besten rutschen kann, darf kommandieren.

Jetzt gibt's ein großes Hallo, denn ein Vergnügungsdampfer, der durch die enge Fahrwinne in die offenen Gewässer der Havel hinaus will, kündigt durch lautes Heulen sein Kommen an. Die Kinder eilen ans Ufer und sehen's mit heimlichem Reiz: eine Schule ist es, die ihre erste „Wasserpattie“ macht. Nun flattert ein fröhliches, lautes Geschwätz herüber und hinüber, bis der Dampfer außer Hörweite ist. Dann zieht wieder die Dreidellokomotive brummend ihre Bahn, eine Last von gebäuft vollen Kistenfrachtfähnen hinter sich herziehend.

In den frühen Morgenstunden liegt das Kanalgelände ziemlich verlassen da. Dann hüpfet wohl ein Hase über die Dreidelgleise, die nie eines Unberufenen Fuß betreten darf. Haken unternehmen ihre heimlichen Streifzüge auf Mäusen, die im Grasteppich der Böschungen ein ungestörtes Leben zu führen hoffen. Und oben in den Lüften folgt ein Mäusebuffard, bald vorwärts stoßend, bald mit zitternden Flügelschlägen in der Luft stehend bleibend, dem Lauf des Wassers.

Heute ist kaum ein menschliches Wesen am Kanal zu entdecken. Das Wetter lockt nicht zu Spaziergängen. Der Himmel hat ein bleiernes Aussehen und ein kalter Wind weht durch das Gelände. Aber warum liegt bei diesem Wetter der Strohhut dort auf dem Steintreppchen, das heimlich und verschwiegen neben der Eisenbahnbrücke auf die Dreidelbahn hinunterführt? Es ist ein ziemlich großer Hut . . . wahrhaftig ein Frauenhut, und darunter liegt ein grau-braunes Jackett. Die Sachen machen — wie soll man sagen? — so einen „verlorenen“ Eindruck.

Und jetzt durchzuckt's einen wie eine Ahnung. Da kommen auch schon Leute über die Gleise, aufgeregt, hastig, sehen mit gespannten Blicken in den Kanal, der still und träge dahinfließt, als sei nichts passiert. Sie beugen den Hut auf und durchsuchen das Jackett, einer nach dem andern. Dann gehen sie unruhig an den Schienen auf und ab. Mit schnelleren Schritten eilt ihnen jetzt von der nächsten Brücke her eine Frau entgegen, heftig gestikulierend und den

linken Arm in die Hüfte stützend, als suche sie in der Erregung einen Stützpunkt. Die Männer hören gespannt auf ihre Worte.

Inzwischen hat sich's am Kanal wie ein Lauffeuer verbreitet: es ist jemand ins Wasser gesprungen. Die Polizei entsendet ein paar Schutzleute, die Einwohnerchaft ist vorwiegend durch die Jugend vertreten. „Au, komm du, da is' was los!“ hört man's alle Augenblicke von der Straße her.

Aber auch die Weiblichkeit fehlt nicht. Ein Fräulein erzählt einer Frau, so daß es auch andere hören müssen: gestern habe sie unter ihrem Fenster einen Herrn mit einem Mädchen laut streitend auf und ab gehen sehen. Sie habe den Eindruck gehabt, daß er sich von ihr trennen wollte. Schließlich sei er schnell davon gegangen und habe sie bitterlich weinend zurückgelassen.

Also eine verischwiegene Alttagstrauböde.

„Wie sah sie denn aus?“ — „Ein großes, hübsches Mädchen mit blondem Haar. Sie hatte aber einen anderen Hut wie den da.“

Die Kinder, besonders die Mädchen, folgen aufmerksam dem Gespräch. Sie sind jetzt Willende. Und einige vorlaute Vengel tun sich etwas darauf zu, ihre Weisheit überall anzupflanzen. „Hier is' n' Wechen rinjesprungen!“ ruft einer den vorüberfahrenden Schiffen zu. „Hier is' ne Braut eriesien!“ ein anderer.

Spiel der Kinder.

Spielen, laßt die Kinder spielen!
Spiel ist Kindern Seligkeit,
Manche nur im Leben fielen,
Weil sie nie das Glück zu spielen
Fanden in der Jugendzeit.

Spiel ist Arbeit; Arbeit Segen;
Spiel ist Stimme der Natur,
Denn im frischen, frohen Regen
Und im schaffenden Bewegen
Wachsen Geist und Körper nur.

Robert Seidel.

„Zimmer weg damit“, antwortet einer der Schiffer kurz.

Unter den Leuten, die an der Unglücksstelle stehen, ist ein junger Mann mit steifem Hut und einer Feldblume im Knopfloch der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. „Das is' der Bräutigam“, heißt es. Er spricht gerade mit dem Amtsvorsteher, der eben Anweisungen für die Vergung der Leiche gibt. Eine Leine wird quer über den Kanal gezogen, hinter der zwei Männer im „Rettungskahn“ das Wasser mit einem langen, unten hakenförmig endenden Staken langsam, Strich für Strich, bis auf den Grund absuchen. Die Männer verrichten schweigend ihre Arbeit. Nach kurzem Suchen heben sie etwas Dunkles vom Grunde empor. Ein Stück blaues Tuch wird sichtbar, der Kopf. Er schmiegt sich naß und schwer um den leblosen Körper, der schlaff über dem Haken ins Wasser hängt. Ein gewisses Grauen mischt sich mit dem Gefühl des Mitleids. Warum lassen sie die Unglückliche nicht in der Tiefe? Warum gibt man sie dem Blicken der Deffentlichkeit preis?

Sanftlos, wie sie ihr Werk verrichtet, rudern die Männer, die tote, festsitzende Last im Wasser neben sich herziehend, jetzt zum Landungsplatz. Die dunklen Haare des Mädchens — sie ist also nicht blond — haben sich beim Anziehen der Kinder im Wasser gelöst und breiten sich über den Kopf, der nach der Tiefe gerichtet ist, wo sie den Tod suchte. Jetzt sieht man auch die weiße Haut einer halb in die Höhe gerichteten Mädchenhand, die bei jedem Ruderschlag im Wasser zu winkeln scheint.

Am Landungsplatz bemüht sich ein Gendarm, die anstürmende Jugend fernzuhalten: „Fort, ihr verfluchtes Pack, lest lieber die Bibel!“ Hier ist es auch, wo sich, während man den Körper des roten Mädchens diskret hinter einen Steinhaufen bettet, zwischen den umherstehenden Weibern eine eifrige Diskussion entspinnt über die Schuldfrage, die Herkunft und den Charakter des Mädchens. In der Hauptsache führt eine aufgeregte Frau mit rotem Gesicht und breitem Mund das Wort. „Jetzt sieht man ihr die Strümpfe nach. Da hat sie sich nämlich Briefe rinjesstoppt. Ich hab's noch selber gesehen. Denn is' so wie verrückt zwischen die Schienen hin und her gelaufen und denn entsetzt sie ins Wasser. Meine Tante rief immer: „Fräulein, warten Sie doch noch!“ Aber es war schon zu spät, sie ging unter wie 'n Zack.“

„Na, hätten Sie so denn nicht noch retten können?“ fragt ein hinzutretender Arbeiter.

„Ja, das möchten Sie wohl? Zieh mit ins Wasser ziehen lassen? Ich habe eine Familie zu unterhalten, mein Lieber.“

„Schade um das junge Ding. Es soll ein fleißiges und anständiges Mädchen gewesen sein.“

„Aee, werde Frau, um die is' es nicht schade. Weisen so was gebe ich nich ins Wasser.“

„Weiß man denn den Grund?“

„Na Zache, Liebesgeschickte.“

„Alles Unglück kommt doch von die Männer.“

„Was sagt eigentlich der Bräutigam zu dem Fall?“

Der ist, nachdem er die Briefe gelesen, von der Leiche weggetreten; sein Gesicht ist bleich, verriät aber keine sonderliche Unruhe. Bei genauer Untersuchung sieht man, daß sein Gehrock arg verstaubt ist, und daß er ungeputzte Stiefel trägt. In der rechten Hand hält er einen blühenden Amlerzweig, als komme er von einem Pfingstausflug. Er läßt sich, nachdem er vom Ufer getreten, sehr schnell ins Gespräch ziehen.

„Was stand denn in den Briefen?“ fragt eine Frau vorlaut.

„In dem einen stand: „Liebe Eltern, verzeiht mir!“ der andere war an mich gerichtet.“

„Wissen Sie denn nichts über den Grund?“

„Ich bin ja seit vielen Tagen nicht mit ihr zusammen gewesen. Au kommt sie direkt aus Warnemünde hierher um nimmt sich das Leben.“

„Hat man denn das nicht vorausgesehen?“

„Nott, voraussehen vor fünf Jahren hat sie schon mal so'n Versuch gemacht.“

Während der Bräutigam das erzählt, betrachtet er sich mißvergnügt den halbverwelkten Amlerzweig, den er sich immer noch nicht entschließen konnte, fortzuwerfen. „Ich glaube“, jetzt er etwas sicherer hinzu, „ganz richtig is' es immer nicht mit ihr gewesen. Au denn stand sie sich ja nich besonders mit ihre Eltern.“

Während so jeder sein Urteil abgibt, Vermutungen äußert oder sich sonstwie an der Unterhaltung beteiligt, liegt die tote kalt und stumm, man möchte sagen, in vornehmem Schweigen verharrend, hinter den Steinen.

Der Bräutigam entfernt sich langsam. Er kann, wie jeder einzelne aus der Schar der Neugierigen, jetzt seinen Freunden erzählen, daß er einer ergreifenden Szene beigewohnt hat.

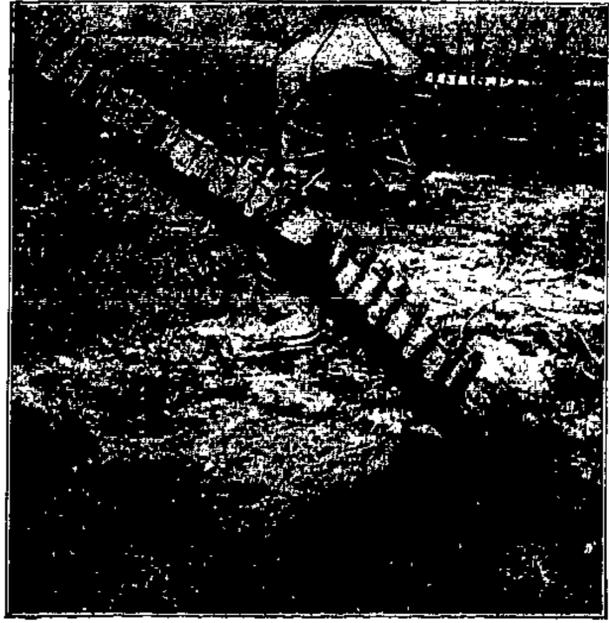
Heute sind alle Spuren von dem Vorfall verwischt. Der Kanal liegt wieder im Sonnenglanze da und führt fröhliche und gesunde Menschen über seine Gewässer. Aber merkwürdig, wenn der Wind auf das Steintreppchen neben der Eisenbahnbrücke fällt, ist es etnem zuweilen, als sähe man noch den Strohhut und das Jackett da liegen, die Erinnerungszeichen einer trüben Stunde am Kanal.

Matte und Träger zum Aufwickeln.
Eigentlich ein Widerspruch in sich! Ein Träger soll steif sein und ein Mast darf nicht einknicken! Und doch ist das mechanische Kunststück gelungen. Der Erfinder hat eine höchst sinnreiche Konstruktion erdacht und in die Praxis übergeführt. Seine Träger und Maste sind hauptsächlich für transportable Zwecke; er kann sie einrollen und in kompakter kleiner Form transportieren, so daß sie an jedem Orte Verwendung finden können. Im Prinzip besteht der Träger aus 3, 4 oder 6 Stahlbändern; die werden auf Rollen angeordnet, welche kreuzweis einander gegenüberstehen und durch Sturben gedreht werden können. Auf ihnen sind die einzelnen Bänder aufgerollt. Diese haben Verzahnungen an den Rändern, die, abgewickelt und aneinandergeschoben, ineinandergreifen und so eine viereckige Mähre bilden. Damit sie nicht auseinandergehen, nehmen sie beim Abwickeln von Zeit zu Zeit quergestellte Profilscheiben mit, die durch Ketten oder kleine Glieder verbunden sind. Dann können die Stahlbänder nicht nach der Seite



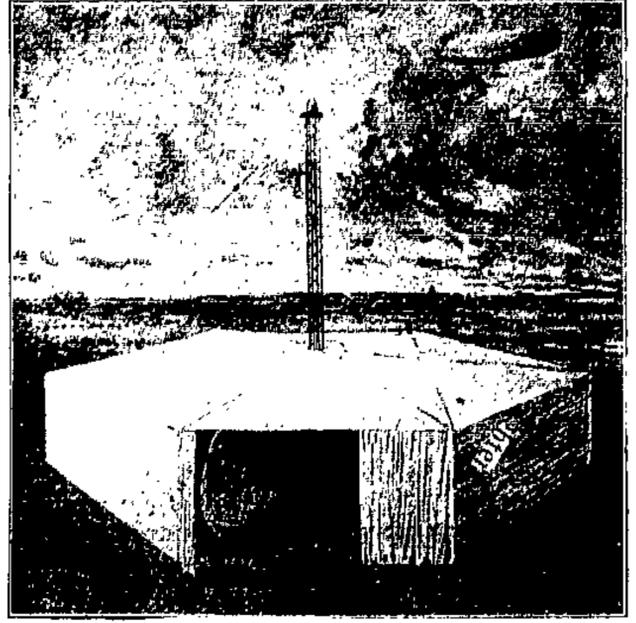
Überschwemmung in Berlin.
Die letzten Ferientage brachten so anhaltendes und so ausgiebiges Regenwetter, daß das Wasser in einzelnen Gegenden Berlins seinen Abfluß fand und kleine Seen und Flümpel bildete, die der Jugend eine hochwillkommene Freibad Gelegenheit boten.

daß auf den im Saale anwesenden polnischen König Stanislaus August, der den Vorsitz führte, ein Attentat geplant sei. Vier Mitglieder, die sich trotzdem oppositionell verhielten, wurden von russischen Soldaten verhaftet und nach russischem Militär umstellt und das Teilungsstraktat den Landboten vor. Dann stellte er es zur Diskussion. Aber nicht eine einzige Stimme erhob sich, weder für noch dagegen. Stundenlang verharrte alles im tiefsten Schweigen. Man fragte der Landtagsmarschall Graf Wielinski dreimal in den Saal hinein: „Ernüchlicht der Reichstag die Kommission zur umbedingten Unterzeichnung des Vertrages?“ Alles blieb still und der Marschall konstatierte die Einstimmigkeit des Beschlusses. Nach vollzogener Tat legten einige Mitglieder Protest gegen diese Vergeßlichkeit ein, doch die Mehrzahl machte sich keine Gewissensbisse.
Lange Zeit hat man die damaligen polnischen Landboten als Märtyrer betrachtet und bemitleidet, doch achtzig Jahre nachher deckte die Geschichte den



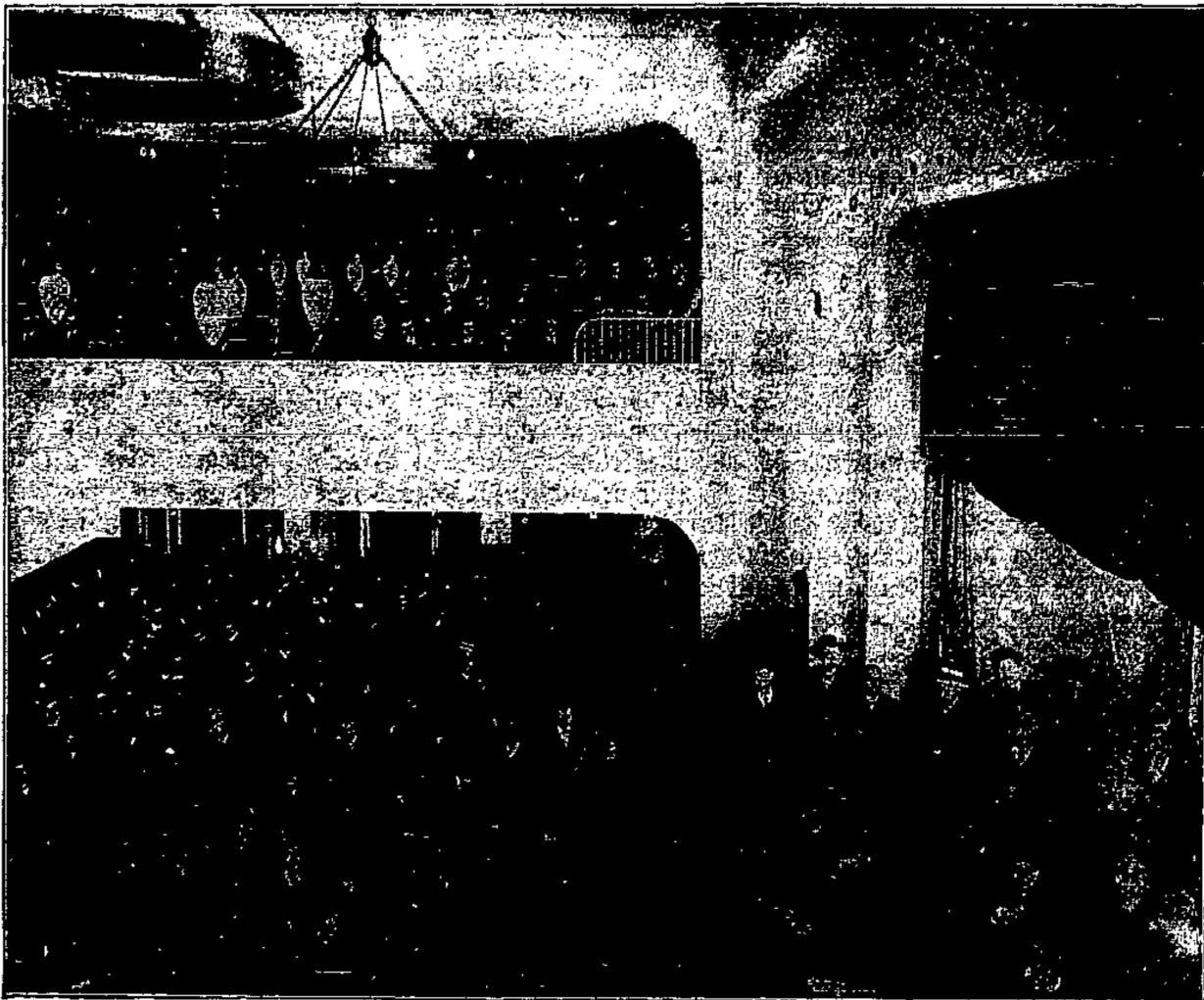
Schräggestellter, aufwickelbarer Mast.

Ein „stumme“ Reichstag. Wiederholt hat die Geschichte Beispiele geliefert, daß Parlamente, eingeschüchtert durch die Drohung mit den Bajonetten, der Regierung beziehungsweise den Gewalthabern alles bewilligten, was diese nur forderten. Am klassischsten in dieser Beziehung ist wohl die berühmte „stumme Sitzung“ des Grodnoer Reichstages vom 2. September 1793, der die zweite Teilung Polens bewerkstelligte. Der Reichstag hatte sich anfänglich geweigert, den Teilungsplan der drei Mächte anzuhelfen. Die Kaiserin Katharina II. bestand jedoch unbedingt auf der Zustimmung der polnischen Landboten. Als die Sache sich allzu sehr in die Länge zu ziehen drohte, griff der russische Botschafter Sievers auf Drängen der Kaiserin zu zwei Mitteln, die bei den polnischen Großen von jeher gezogen hatten, Bestechung und Gewalt. Angesichts der unruhigen Zeiten war den polnischen Starosten Geld ein sehr willkommenes Gegenstand, zudem winkte für manchen von ihnen noch eine Günstlingsstellung am Hofe Katharinas. Die Szene ging folgendermaßen vor sich: Als alle Landboten versammelt waren, ließ der Botschafter, der sich schon als Diktator aufspielte, die Türen des Parlamentsgebäudes verschließen, indem er angeb,



Zerlegbarer Träger mit Zelt.

ausweichen, sondern bilden einen steifen Querschnitt. Man kann auf diese Weise Träger und Maste von fast jeder beliebigen Höhe und Tragfähigkeit bilden, je nach der Stärke der Konstruktion. Diese Maste kurbelt man aus ihrem Gehäuse empor, das die Rollen enthält. Man kann sie natürlich auch in wagerechter Lage benutzen, oder schräg auf- oder abwärts stellen usw. Wegen ihrer leichten Transportmöglichkeit haben sich die Konstruktionen seit der kurzen Zeit ihres Bestehens schon das denkbar weiteste Anwendungsgebiet erobert. Unsere beigefügten Bilder zeigen, wie ein Mast in Praxis aussteht und welche Verwendungsmöglichkeiten ihm eignen. Man kann ihn aber auch genau ebenso gut als Spannmast für die hoch angespannten funktentelegraphischen Sendedrähte benutzen, wie für Rettungsleitern, für transportable Zelte jeder Größe, für Luftschiffhallen, als Träger für provisorische oder transportable Brücken (Pontonträger), ebenso als nach abwärts gerichteter Einseitigmast für Bergwerke, Luft- und Lichtschächte, für Gerüstkonstruktionen, provisorische Schornsteine, Signal- und Beobachtungsmaste und dergleichen. f. l.



Verkündung des Wahlergebnisses im Kreise Cannstatt-Ludwigsburg.
Die Nachwahlen zum Reichstag bringen im heurigen Sommer der Sozialdemokratie einen Sieg nach dem anderen. Im zweiten württembergischen Reichstagswahlkreise wurde am 30. Juli Genosse Kell, württembergischer Landtagsabgeordneter und Redakteur unseres Stuttgarter Parteiblattes, mit starker Majorität gewählt; mit Kell ist der fünfzigste sozialdemokratische Abgeordnete in den Reichstag eingezogen.

Saywindel auf. Was als Tragik und stummes Heldentum angesehen wurde, war nichts weiter als eine gewöhnliche Komödie gewesen. Das Militär war nur zum Schein aufgeboten worden. Fast alle Landboten waren bestochen gewesen. Sievers selbst hatte der Kaiserin eine Liste unterbreitet, um wieviel die Stimme jedes einzelnen polnischen Großen zu kaufen gewesen sei. Einige der Verräter bezogen von Rußland sogar eine dauernde Leibrente. Das war der in feierlicher Komödie durchgeführte Abschluß der zweiten Teilung Polens. j. k.
Neue Bücher. Der „Simplicissimus“ Kalender für 1911 (München, Albert Langen. Preis 1 M.) präsentiert sich wieder als das lustige Büchlein, wie wir diesen Kalender aus seinen Vorgängern kennen. Text und Bilder glossieren nicht nur die verschiedenen Gesellschaftsschichten, sondern auch die markantesten politischen Vorgänge der letzten Monate. — Auch Prof. Sajos Büchlein „Aus dem Leben der Käfer“ (Leipzig, Th. Thomas. Preis 1 M.) möge hier Erwähnung finden; mit seinen zahlreichen Illustrationen wieder allen Naturfreunden eine willkommene Gabe sein wird.